

sehr rudimentär und in der Auswahl allzu willkürlich.

Zusammenfassend kann nur noch einmal betont werden, daß die vorliegende Arbeit sich zwar einem höchst wünschenswerten Anliegen widmet, den Ansprüchen an ein Kompendium jedoch in mehrfacher Hinsicht nicht gerecht werden kann. Hilfreicher als der so zustande gekommene Band wäre am Ende wohl ein Sammelband gewesen, der eine kommentierte Bibliographie, einige bereits gedruckt vorliegende Artikel zum Thema (von Borries, Kuhn, Rösen u.a., auf die sich der Verfasser ohnedies ständig bezieht) sowie eine Auswahl von Bild- und Textquellen als Anregung zusammenfaßte.

Katrin Keller

**Londa Schiebinger, *Schöne Geister. Frauen in den Anfängen der modernen Wissenschaft. Aus dem Amerikanischen von Susanne Lüdemann und Ute Spengler, Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1993, 484 S.***

Am 19. April 1906 wurde das erste Mal an der 1409 gegründeten Alma Mater Lipsiensis eine junge Dame immatrikuliert: die in Dresden geborene zwanzigjährige Martha Beer-

holdt (Vgl. Leipziger Blätter, Nr. 17 [1990], S. 26). Als am 1. September 1988 die beiden letzten ordentlichen Professoren eine Berufung nach DDR-Recht an die Sektion Geschichte der Leipziger Universität erhielten, betrug ihre Gesamtzahl 19. Lediglich zwei von ihnen waren Frauen! Dabei gab es bereits seit vielen Jahren spezielle Frauenförderungsprogramme vom zuständigen Ministerium bis zur Sektionsleitung. Zwei Beispiele, die gleichermaßen austauschbar und symptomatisch sind. In allen gesellschaftlichen Systemen spielten und spielen Frauen in der Wissenschaft eine untergeordnete Rolle. Erreichte Fortschritte waren und sind lediglich quantitativ.

Die Verfasserin hat sich zum Ziel gesetzt, „die langanhaltende Feindschaft zwischen der Wissenschaft und dem zu erforschen, was in den westlichen Kulturen als ‚Weiblichkeit‘ definiert wurde.“ Sie fragt, welche Eigenschaften Frauen haben, die männlichen Wissenschaftlern Furcht vor weiblicher Unterwanderung einflößten und wie es um eine Wissenschaft bestellt sei, die für solche Ängste empfänglich war. Antworten sucht sie in der Entstehung der modernen Wissenschaft im Europa des 17. und 18. Jhs., wobei sie sich auf die Umstände konzentriert, die zum Ausschluß der Frauen führten (S. 15).

Wer im folgenden soziologische Studien erwartet, geht indes fehl. Die Verfasserin bevorzugt die narrative Methode. Gegenüber der höchst an-

schaulichen Darstellung bleiben Erklärungen im Hintergrund. *Schiebinger* hat den ersten Teil den wissenschaftlichen Institutionen als vermittelnden Gliedern zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gewidmet, wobei im Vordergrund das Problem steht, „auf welche Weise die Geschlechtergrenzen an Universitäten und wissenschaftlichen Akademien des 17. Jhs. verhandelt wurden“ (S. 21). Gegenstand des zweiten Teils sind Frauen als historische Akteure, „die innerhalb der von der Gesellschaft vorgeschriebenen Geschlechtergrenzen zu manövrieren versuchten“ (S. 22). Im dritten Teil wird untersucht, in welcher Weise die biologischen Wissenschaften Geschlecht und Geschlechtsidentität am weiblichen Körper ablesen, wie sie sich dabei verhalten und wie diese wissenschaftlichen Lesarten der weiblichen Natur angewendet wurden, um für oder gegen die Beteiligung der Frauen an der wissenschaftlichen Arbeit zu plädieren. Die kulturellen Bedeutungen von Weiblichkeit und Männlichkeit bilden den Gegenstand des vierten Teils, in dem gezeigt wird, „wie das jeweilige Geschlechterverständnis in die Debatten über die Befähigung von Frauen zu wissenschaftlicher Arbeit einging“ (S. 23f.).

Vor allem im ersten der zehn Kapitel des Buches weist die Verfasserin auf all das hin, was wir noch nicht wissen. Warum blieben die europäischen Universitäten von Anfang

an den Frauen grundsätzlich verschlossen? Warum nahmen die Akademien keine Frauen auf? Formulierungen, wonach die „Gründe dafür um so weniger auf der Hand“ liegen oder der Ausschluß von Frauen „ebenso schwer zu erklären“ ist (S. 46f.), sind für die Nöte der Verfasserin charakteristisch.

Eine der Stärken des Buches sind spannend geschriebene Frauenbiographien. So von Enlilie du Châtelet und Margaret Cavendish, die der Entomologin Maria Sybilla Merian und der Astronomin Maria Winkelmann, von der „sexistischen“ Anatomin Maria Thiroux d'Arconville, von Dorothea Erxleben und Dorothea Schlözer (Deutschlands ersten Doktorinnen auf den Gebieten der Medizin und der Philosophie) sowie von Caroline Herschel, der Schwester des Astronomen König Georgs III. in London. Im vierten Kapitel werden die Leistungen von Frauen in drei „wissenschaftsnahen“ Tätigkeitsbereichen – der Geburtshilfe, der Kinder- und Krankenpflege sowie der Hauswirtschaft – gewürdigt. Es folgen Ausführungen über den Einfluß des Geschlechts im Wissenschaftsmilieu und in den wissenschaftlichen Darstellungsformen im fünften Kapitel. Das sechste ist der Lokalisierung von Geschlecht und Geschlechtsidentität im natürlichen System gewidmet, wonach Ansichten von Philosophen und Anatomen des 17. und frühen 18. Jhs. wiedergege-

ben werden.

In den beiden abschließenden Kapiteln wird gezeigt, wie im 18. Jh. auf wissenschaftliche Weise die Suche nach dem Unterschied zwischen den Geschlechtern fortgesetzt wurde und wie dieses Jahrhundert den Triumph der Theorie von der Geschlechterpolarität erlebte.

Als Fazit ihrer Untersuchung, die auf Studien in europäischen Archiven und Bibliotheken beruht, bricht *Schiebinger* eine Lanze für eine sorgfältige Analyse der Geschlechterdifferenz. So lange es diese Probleme gebe, könne nicht darauf verzichtet werden, denn von „einer Gleichstellung kann vorläufig keine Rede sein... Die europäische Kultur hat das Geschlecht in der Wissenschaft begraben und damit einen Teil ihrer Vergangenheit verloren. Es ist an der Zeit, diese verschüttete Geschichte ans Licht zu bringen, Wissenschaft und Gesellschaft so zu verändern, daß die Gleichung von Macht und Geschlecht nicht länger aufgeht“ (S. 389).

Günter Katsch

**Thomas Lindner, Die Peripetie des Siebenjährigen Krieges. Der Herbstfeldzug 1760 in Sachsen und der Winterfeldzug 1760/61 in Hessen, Duncker & Humblot, Berlin 1993, 256 S., 5 Karten, 3 Beilagen (= Quellen und Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 2).**

Mit dem Siebenjährigen Krieg, dem ersten weltumspannenden Konflikt der europäischen Großmächte, ist aus der Sicht deutscher Geschichte in erster Linie das oft beschworene „Mirakel des Hauses Brandenburg“ verbunden: der mühsam errungene, oft scheinbar in unerreichbare Ferne rückende Sieg Brandenburg-Preußens sollte gravierende Folgen für die Geschichte der Deutschen in den kommenden zwei Jahrhunderten haben. Aus dieser Konstellation heraus und natürlich eng verbunden auch mit der faszinierenden Gestalt Friedrichs II. haben sich im 19. und beginnenden 20. Jh. eine Vielzahl von Historikern mit dem Verlauf und dem politischen Umfeld der Kämpfe in den Jahren 1756 bis 1763 beschäftigt. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ging das militärhistorische Interesse jedoch bereits deutlich zurück, und seit 1945 erschienen lediglich einige wenige Einzelstudien, die vor allem mit den Namen Christopher Duffy und Johannes Kunisch verbunden sind.

Diese Situation beschreibt der